

Schicksale vertriebener Frauen – Kapitel 6
Manuskript: PD Dr. habil Ute Schmidt, FU Berlin

Neubeginn im Nachkriegsdeutschland
Neubeginn – Nachwirkungen

Ankunft und Neubeginn im Nachkriegsdeutschland

Aufnahme in den Besatzungszonen – Heutige Wohnorte der befragten Frauen

Fast die Hälfte (49,1 Prozent) aller befragten 507 Frauen kam nach Flucht bzw. Vertreibung, Deportation oder Internierung in der Sowjetischen Besatzungszone unter – vor allem in Mecklenburg. Deutlich weniger, nämlich ein knappes Drittel der Befragten (32,4 Prozent), gelangten damals in den Westen, die meisten von ihnen in die britische Zone – nach Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen. In den vier Sektoren Berlins wurden 2,4 Prozent aufgenommen.

Fast 12 Prozent der Befragten nannten Ankunftsgebiete außerhalb Nachkriegsdeutschlands wie Rumänien (7,5 Prozent) und Polen (3,4 Prozent), in einzelnen Fällen auch Litauen, Österreich oder Dänemark. 23 Frauen (4,5 Prozent) machten dazu keine Angaben.

Diagramm F 8:

Ankunfts- bzw. Aufnahmegebiete nach dem Ende von Flucht, Vertreibung, Deportation bzw. Internierung (Besatzungszonen)

Diagramm F 9:

Ankunfts- bzw. Aufnahmegebiete nach dem Ende von Flucht, Vertreibung, Deportation bzw. Internierung (Länder)

Ein großer Teil der insgesamt 507 Frauen wohnt heute in Mecklenburg-Vorpommern sowie in Nordrhein-Westfalen (je ein Fünftel, zusammen rund 41 Prozent). Die andere Gruppe ist auf Baden-Württemberg, Niedersachsen, Hessen, Bayern, Sachsen, Berlin, Schleswig-Holstein, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Rheinland-Pfalz, Brandenburg, Hamburg, das Saarland sowie Bremen verteilt. (*Siehe Diagramm E 3*). Außerhalb Deutschlands lebten zum Zeitpunkt der Befragung 15 Befragte, davon eine in Österreich und eine in Frankreich. 13 Frauen nannten eine Wohnadresse im heutigen Polen, und zwar in: Szczecin (Stettin), Olsztyn (Allenstein), Stawiguda (Stabigotten, Kreis Allenstein), Klebark Wielki (Groß Kleeberg, Kreis Allenstein), Stara Kaletka (Teerwalde, Masuren) sowie Bytom (Beuthen, Oberschlesien). Zwei Frauen sind verstorben; von 13 Frauen liegen keine Angaben vor.

Dauer von Flucht, Vertreibung, Deportation und Internierung

Das Geschehen von Flucht und Vertreibung erstreckte sich für die befragten Frauen meist über Wochen, konnte in manchen Fällen aber auch Monate dauern.

In der Fragebogenaktion haben sich 381 Frauen zu Flucht und Vertreibung geäußert. In dieser Zahl sind auch 76 Frauen mit erfasst, die darüber hinaus das Schicksal von Deportation oder Internierung erlitten haben. Sie wurden oftmals erst Jahre später aus den Lagern entlassen.

Die meisten der befragten Frauen aus dieser Gruppe waren bis zu vier Wochen unterwegs, bis sie eine erste Bleibe fanden. Knapp ein Viertel befand sich ein bis drei Monate lang auf der Flucht. Rund ein Fünftel der Befragten gab einen Zeitraum von mehr als drei Monaten an. 15 Prozent machten zu dieser Frage keine Angaben.

Erste Aufnahme im Nachkriegsdeutschland

Aus der Gruppe der 305 geflüchteten Frauen, die nicht deportiert oder interniert worden waren, kamen 58 Prozent, also mehr als die Hälfte, bis zum Ende des Jahres 1945 in den vier Besatzungszonen unter. Rund 20 Prozent der Befragten wurden im Jahr 1946 aufgenommen, fast acht Prozent bis Ende 1947 und rund fünf Prozent ab 1948. Etwa zehn Prozent der Befragten haben diese Frage nicht beantwortet.

Von den insgesamt 134 deportierten Frauen wurde rund ein Drittel (46 Personen) bis Ende 1947 entlassen. Über die Hälfte der Deportierten kam jedoch erst in den Jahren 1948 bis 1950 oder noch später frei. Den größten Entlassungsschub – darunter waren auch 18 deutsche Frauen aus Rumänien, die jetzt in ihre Heimat zurückkehren durften – gab es in der zweiten Hälfte der Jahres 1949. Von 15 Prozent der Befragten liegen keine genauen Angaben zum Datum der Entlassung vor.

Ein ähnliches Bild zeigt sich in der Gruppe der 68 internierten Frauen, von denen ebenfalls über die Hälfte erst in den Jahren 1948 bis 1950 und später entlassen wurde. Es fällt jedoch auf, dass der größte Entlassungsschub (17 Personen, d.h. 25 Prozent) bei dieser Gruppe in der zweiten Hälfte des Jahres 1948 stattfand, also ein Jahr früher als bei den Verschleppten.

Erste Unterkunft und Neubeginn

Nach der Flucht landete etwa ein Drittel aus der Gruppe der 305 geflüchteten Frauen in verschiedenen Flüchtlingslagern. Fast die Hälfte der Befragten wurde bei fremden Leuten einquartiert. Nur ein Fünftel fand bei Verwandten eine erste Bleibe.

Im Fragebogenabschnitt zum „Neubeginn“ charakterisieren die geflüchteten und vertriebenen Frauen ihre Behausungen meist als „Lager“, als „Unterkunft“ oder als „Einquartierung“. Kaum 20 Prozent sprechen von einer „Wohnung“.

Wie war der Neubeginn?

Die Antworten auf die Frage nach der Art des Neubeginns bzw. der Aufnahme sind vielfältig und spiegeln unterschiedliche Erfahrungen wider. Je nach den individuell vorgefundenen Bedingungen wird die Aufnahme überwiegend als „unfreundlich“, „ablehnend“, „abweisend, nicht willkommen“, „argwöhnisch, distanziert“, „sehr schwierig“, „hart und mühsam“, „sehr schlecht“, „belastend“ oder „demütigend“ bezeichnet. Es gibt jedoch auch etliche Befragte, die bei ihrer Ankunft im Westen bessere Erfahrungen gemacht haben. Sie beurteilen die Aufnahme als „gut“, „menschlich“, „zufriedenstellend“, „normal“, „im Allgemeinen problemlos“, „freundlich“, in Einzelfällen sogar als „sehr freundlich“.

Die Textpassagen vermitteln einen Eindruck von der Breite dieses Spektrums von Wahrnehmungen:

„Aufnahme in Turnhalle, dann in Baracken bis 1950.“

„Die Polizei musste die Wohnungstür bei unserer Einquartierung aufbrechen, weil [der] Hausbesitzer die Aufnahme verweigerte. Im uns zugewiesenen Zimmer stand ein einziger Stuhl. Wir waren neun Personen.“

„Das Einleben war schwer, da Ablehnung offensichtlich wurde. Nur mit staatlichem Druck gab es Unterkunft und meist minderwertige Nahrung.“

„Wir wurden nach H., Kreis Waren, gebracht und dort einem Bauern [...] zugeordnet, der uns als Eindringlinge ansah und uns wie den letzten Dreck behandelte. Mein Bruder, 13-jährig, wurde bei einer alten alleinstehenden Frau einquartiert, wo er als Hilfe agierte und sehr gut behandelt wurde.

[Der Vater war seit 1942 vermisst.] Meine Großeltern und meine Mutter mussten bei dem Bauern arbeiten. Unsere Lebensmittelkarten mussten wir dem Bauern abgeben. Was wir zu essen bekamen, spottet jeder Beschreibung. [...] Die Bauernfamilie war im Dorf bekannt für ihre schäbige Handlungsweise, auch früheren Fremdarbeitern gegenüber.“

„'Nur Flüchtling'. Mit Mutter allein, wir bekamen bei Bauern den schlechtesten Raum, ohne Heizung, mussten betteln gehen. Manchmal gab's ein paar Kartoffeln, manchmal wurden die Hunde nachgehetzt. Es dauerte fast zehn Jahre, bis es etwas besser wurde.“

„Ein kleiner Bruder, der beim Einmarsch der Russen [in Sachsen-Anhalt] ein Jahr und vier Monate alt war. Haben unter viel' Strapazen, Entbehrungen und Krankheiten die furchtbaren Jahre mit einem nicht einfachen Neubeginn durchstehen müssen. Wir beide kamen krank und entkräftet zu einem großen Bauern, wo uns soviel Arbeit abverlangt wurde, die nicht in

unserem Zustand zu schaffen war. Ohne Schulabschluss und ohne Eltern blieb uns nichts anderes übrig.“

„20 Grad Minus, keine Feuerung, keine Möglichkeit zu kochen, bis wir Kohlen von den Zügen klauten. Die einheimische Bevölkerung war in keiner Weise auf uns vorbereitet und war auch nicht interessiert, zu erfahren, was wir durchgemacht hatten. Wir waren die ‚Polaken‘“.

„Die Aufnahme war sehr unfreundlich. Im Gemeindebüro herrschte mich eine Angestellte an: ‚Was wollt ihr hier, wir haben genug solche Zigeuner, wie ihr seid, geht doch [hin], von wo ihr hergekommen seid.‘ Diesen Ausspruch habe ich nie vergessen.“

„Leider waren die Vertriebenen bei den Einheimischen ‚Zigeuner, Angeber usw.‘. Es war in Niedersachsen so wie auch im Schwarzwald. Darunter hat man psychisch schwer gelitten.“

„[In der damaligen DDR] gab es für uns [...] zunächst auch nur Armut, Kränkungen und soziale Benachteiligungen.“

„Wir wurden im Lager R. äußerst unfreundlich aufgenommen. Obwohl wir alle krank waren, gab es keine ärztliche Betreuung. Das Lager in R. war von Stacheldraht umgeben, und wir wurden von der Volkspolizei bewacht.“

„Ablehnende Haltung in E. In R. auch zunächst Beschimpfungen und Ablehnung. Durch Geschäftsgründung meiner Eltern änderte sich die Haltung.“

„Die Aufnahme in M. war geteilt: freundlich, aber auch hasserfüllt. Nach und nach wurden wir im Dorf als Menschen akzeptiert. Ich selbst durfte nach zwei Jahren Schulausfall wieder zur Schule gehen.“

„Arm wie Kirchenmäuse, [wir besaßen] nur was wir auf dem Leib hatten.“

„Arbeit beim Bauern“.

„Aufbau einer so genannten Neubauernstelle“.

„Die Familie, die uns aufnehmen musste, hat uns freundlich und menschlich behandelt.“

„Wir erhielten ein kleines Zimmer mit einem Bett für drei Personen bei sehr freundlichen Menschen. Unter Mithilfe der gesamten Nachbarschaft wurde versucht, uns das Eingewöhnen zu erleichtern.“

„Die kleine Wohnung (Wohnküche und kleine Schlafkammer) war bei einer netten Bäuerin. Sie hat uns alles zur Verfügung gestellt, Betten und [Bett]-wäsche, Holz zum Heizen und ab und zu auch Kartoffeln.“

„Am 11. November 1946 wurde ich in den Kreis O. nach D. auf den Bauernhof Otto und Alma S. gebracht und dort aufgenommen. Herzensgut waren diese Menschen.“

„Am 28. März 1947 freundliche Aufnahme bei Familie Hans J. in L./Schleswig als Hausmädchen auf großem Bauernhof.“

„Freundliche Aufnahme bei den zuständigen Behörden.“

Wer bei Verwandten aufgenommen wurde, fand oft – aber nicht zwangsläufig – mehr Empathie als Flüchtlinge, die bei Fremden unterkamen. Das illustrieren folgende Aussagen:

„Ankunft mit Großeltern und Köchin an vorher verabredetem Ort. Verwandte traten ihre Wohnung ab. Eher normal. Nur Wohnungsstatus gegenüber vorher katastrophal schlecht. Akzeptanz in kleinstädtischem Milieu eher unauffällig.“

„Aufnahme bei den Verwandten, sehr liebevoll. Nachdem die Engländer die Stadt G. besetzten, mussten wir die Wohnung der Verwandten verlassen und kamen bei einem Arbeitgeber unter.“

„Bei der Familie [...] in L. haben wir eine überaus herzliche Aufnahme erfahren. Für uns wurde sofort der Tisch gedeckt, und wir bekamen ein Zimmer zugeteilt. Nach allen Strapazen war das für uns die Ankunft im Paradies.“

„Anfangs freundliche Aufnahme bei Verwandten. Ab 1947 lebte unsere Familie (9 Kinder, anderthalb bis 14 Jahre) in einem Behelfsheim, sieben Jahre!“

„1. bei den entfernt Verwandten in H. sehr schwierig, 2. bei Unbekannten in M. bedeutend hilfreicher.“

Familienzusammenführung

Durch Krieg, Flucht und Vertreibung waren viele der befragten Frauen von ihren Angehörigen getrennt worden. Nach der ersten notdürftigen Unterbringung ging es ihnen nun in erster Linie darum, ihre verlorenen Familienmitglieder und Bekannten wiederzufinden oder etwas über deren Verbleib zu erfahren. Millionen Männer waren im Krieg gefallen, vermisst oder in Gefangenschaft geraten, zahllose Zivilisten wurden gesucht. Das Rote Kreuz, die kirchlichen Suchdienste sowie andere Organisationen halfen bei den Nachforschungen.

Etwa 18 Prozent der insgesamt 507 befragten Frauen sagen, dass ihnen Suchanzeigen bei der Familienzusammenführung geholfen hätten. In gut doppelt so vielen Fällen (rund 38 Prozent) wird der Briefverkehr als hilfreich bezeichnet. Rund 12 Prozent nannten die Hilfe von Organisationen, meist das Rote Kreuz. (In dieser Frage waren Mehrfachnennungen möglich, die Prozentzahlen addieren sich nicht auf 100 Prozent).

Die vorrangige Bedeutung des Brief- und Postverkehrs wird auch in einer gesonderten Auszählung für die drei Gruppen (geflüchtete, deportierte sowie internierte Frauen) deutlich.

Die Familienzusammenführung war für die geflüchteten und vertriebenen Frauen oft mit der Rückkehr der Väter, Männer und Söhne aus Krieg und Gefangenschaft verbunden.

„Ende Juni 1945 stießen Vater und Bruder zu uns.“

„Mein Vater kam zu Weihnachten 1945 aus der Kriegsgefangenschaft.“

„[Familienzusammenführung] im Oktober 1947. Ein viertel Jahr danach fanden wir unseren Vater.“

„1948, als Vater von der Wehrmacht entlassen wurde.“

„Vater war bis Ende 1949 in russischer Kriegsgefangenschaft.“

„Mutter und drei Kinder [...] allein – 1948, im Sommer, kehrte unser Vater zurück aus französischer Gefangenschaft.“

„1946 Mutter / 1948 Vater.“

In dieser Rubrik finden sich nicht nur Aussagen über das Zusammenfinden, sondern auch über das Auseinanderbrechen von Familien: Väter waren gefallen oder vermisst, Kinder und Jugendliche hatten ihre Eltern auf der Flucht verloren und waren zu Waisen geworden.

„Das Rote Kreuz schickte uns die Nachricht über den Tod unseres Vaters.“

„[Familienzusammenführung?] Gar nicht. Mein Vater ist bis heute trotz Suchanzeigen vermisst und wurde dann für tot erklärt.“

„Ich habe meine Eltern nicht wiedergesehen.“

„Meine Eltern sind gestorben, und zwar an Typhus in der Heimat.“

Aus den Antworten deportierter Frauen wird deutlich, wie lange sie auf Nachrichten von ihren Familienangehörigen warten mussten und wie lange es dauern konnte, bis sie wieder zusammenfanden.

„Nach über zwei Jahren Ungewissheit erhielt ich in Sibirien die erste Nachricht von Mutter, die vertrieben wurde und im Westen [lebte].“

„25. November 1949 Ankunft in der Heimat [Rumänien]. Dort erwarteten mich meine drei Töchter zusammen mit der Oma. Ehemann blieb nach dem Krieg im Westen Deutschlands.“

„Ich war 18 Jahre von meinem Mann getrennt, da er im Krieg und in Gefangenschaft war. Im März 1961 konnte ich mit meinem jüngsten Sohn [aus Rumänien] nach Deutschland zu meinem Mann ausreisen. Die beiden anderen Kinder durften nicht mit, weil sie verheiratet waren.“

Auswirkungen der Vertreibungsereignisse und -erlebnisse auf den weiteren Lebensweg

- Welche Auswirkungen hatten die Erfahrungen von Flucht, Vertreibung, Verschleppung und Internierung auf den weiteren Lebensweg der befragten Frauen?
- Wie beeinflussten sie ihre familiäre Situation sowie ihre gesundheitliche Verfassung?
- Welche Möglichkeiten hatten die 1945 überwiegend noch sehr jungen Frauen, ihre Ausbildung zu beenden, früher eingeschlagene Berufswege fortzusetzen oder neue Chancen zu nutzen?

- Wie gestalteten sich für sie der Neubeginn und die Integration im Nachkriegsdeutschland?
- Welche Brüche mussten sie verkraften?

Zum Thema der Aus- und Nachwirkungen der Vertreibungsereignisse und -erlebnisse für den persönlichen Lebensweg waren im Fragebogen fünf Antwortmöglichkeiten vorgegeben (Ausbildung, Berufsweg, Familie/Familiengründung, sozialer Status, Gesundheit) und dabei Mehrfachnennungen möglich. (Die errechneten Zahlen addieren sich nicht auf 100 Prozent.)

Von der Gesamtheit der 507 befragten Frauen wurde am häufigsten die Auswirkung auf die „Ausbildung“ erwähnt (35,3 Prozent, d.h. gut ein Drittel der Nennungen). An zweiter Stelle folgen die Auswirkungen auf den „Berufsweg“ sowie auf die „Gesundheit“ (rund 28 Prozent). Dahinter rangieren „Familie, Familiengründung“ (rund 24 Prozent) sowie „sozialer Status“ (ca. 13 Prozent). Rund 14 Prozent aller Befragten machten zu dieser Frage keine Angaben.

Im Fragebogen war keine Rubrik zur Erfassung von Angaben zur schulischen und beruflichen Ausbildung der Befragten vor 1945 sowie zum sozialen Status ihrer Familien in der Gesellschaft der Herkunftsgebiete vorhanden. Die folgenden Textpassagen vermitteln jedoch einen Eindruck von den abgebrochenen Perspektiven, den Schwierigkeiten und Zwängen des beruflichen Neubeginns, mit denen viele der befragten Frauen beim Aufbau einer neuen Existenz konfrontiert waren

„Von November 1944 bis Februar 1947 keinen Schulunterricht. Die Lehrdefizite mussten später ausgeglichen werden.“

„Durch meinen schlechten Gesundheitszustand konnte ich meine Berufsausbildung nicht beenden. Danach habe ich als Kindergärtnerin gearbeitet.“

„Beruflich hat mein Vater als Lehrer schnell wieder Fuß gefasst, schulisch auch wir. Gesundheitliche Schäden durch Hunger und Entbehrungen waren groß. Ein Bruder hatte Hungertyphus, einige von uns hatten lange Zeit Schatten auf der Lunge. Sozial wurden wir als Flüchtlinge lange geächtet.“

„Bin nur sechs Jahre zur Schule gegangen (zwei Jahre Mittelschule), keinen Schulabschluss, keine Lehre, kein Zuhause, ohne Eltern. Musste als einfache Landarbeiterin für mich und meinen kleinen Bruder sorgen. Bekam ganz wenig Lohn und daher [heute] eine geringe Rente. Bin fast mein ganzes Leben lang krank gewesen: Herz, Nerven, Knochen.“

„1946 Vergewaltigung der Mutter durch die Russen (linksseitige Lähmung). Kein Studium. Berufstätigkeit abgebrochen wegen Pflege der Mutter (im Alter von 29 Jahren). 30 Jahre Pflege der Mutter. Sozialer Abstieg.“

„[Der] Neuanfang war schwer, [die] Arbeit berufsfremd, wenig Verdienst, teils schwere Arbeit, gesundheitlich angeschlagen.“

„Eine berufliche Ausbildung ist mir durch die Flucht vorenthalten geblieben. Da ich meine Eltern, die durch die Kriegereignisse schon zum zweiten Mal alles verloren, nicht alleine lassen wollte, habe ich sie in der Landwirtschaftssiedlung unterstützt.“

„Kann man schwer messen. Man war noch nicht erwachsen, hatte sich in die Umstände gefügt und auch [fügen] müssen. Wir haben gehungert und gebettelt. Ich musste die ersten Jahre meine drei jüngeren Geschwister von Amts wegen finanziell mit unterstützen.“

„Ich wollte Kinderärztin werden. Doch konnte ich es nicht mit ansehen, wie meine Mutter sich abmühte. So ging ich mit ‚Mittlerer Reife‘ vom Lyzeum ab. Ich machte einen ‚Schnell[...]kurs‘ mit geliehenem Geld bei der Handelsschule in G.“

„Ohne Vater (gefallen 1942) – Große Selbständigkeit. Mutters Bemühen, uns – auch [uns] Mädchen – unbedingt eine Ausbildung zukommen zu lassen. Ich wurde ein Mensch, der alles kritisch hinterfragt.“

„Eine Berufsausbildung war zunächst unmöglich. Ich musste arbeiten für Kost, Logis und Kleidung. 1952 habe ich geheiratet. Und 1968 fing ich an, einen Beruf zu lernen. Dann ging es mir erst besser.“

„Wir waren bescheiden erzogen und unsere Ansprüche gering. Da ich bereits ein Hochschuldiplom besaß, konnte ich beruflich darauf aufbauen und meinen weiteren Lebensweg positiv gestalten.“

„Eigentlich wenig [Auswirkungen], da wir uns als Kinder unseren Lebensweg von klein an neu aufgebaut haben.“]

Vergleicht man die Ergebnisse in den drei Teilgruppen der Befragung (Geflüchtete, Deportierte, Internierte), so finden sich andere Gewichtungen. Sie spiegeln die unterschiedlichen Erfahrungen sowie deren Folgen wider. So werden in der Gruppe der Deportierten am häufigsten die Auswirkungen auf die Gesundheit (rund 33 Prozent) und an zweiter Stelle die familiäre Situation genannt (ca. 23 Prozent). Erst danach folgen „Ausbildung“ und „Berufsweg“ mit jeweils 20 bzw. rund 17 Prozent der Nennungen. Die Strapazen der Deportation, bleibende gesundheitliche Schäden als Folge von Zwangsarbeit, Hunger und Krankheiten, die oft mehrjährige Trennung von den Angehörigen sowie besondere Schwierigkeiten beim Neubeginn prägten das Leben dieser Frauen bis heute.

„[Ich] war und bin heute noch 60% durch die Verschleppung behindert. Meine Schwester war 100% kriegsbeschädigt, jetzt 80%.

„Lebenslange Probleme mit Rücken und Wirbelsäule und Erfrierungen an Händen und Füßen. Spätere Folgen durch Gelbsucht.“

„Ich habe durch die schwere Arbeit eine Skoliose (Wirbelsäulenverkrümmung) davongetragen, welche mir heute noch viel Schmerzen bereitet.“

„Keine Ausbildung, denn ich kam schwer krank wieder. Wurde 1969 Zwangsrentnerin.“

„Arbeitsunfähigkeitsrente. Wenige Arbeitsjahre, kleine Rente, aber wer fragt schon danach?“

„Keine berufliche Ausbildung, da zwischen dem 17. und 22. Lebensjahr deportiert. Danach als Deutsche in Rumänien stets benachteiligt. Gesundheitlich infolge eines Arbeitsunfalles während der Deportation heute noch leidend.“

„Die Deportation hat meine Familie zerrissen.“

Auch in der Gruppe der internierten Frauen wurden die Auswirkungen auf die „Gesundheit“ mit ca. 24 Prozent der Nennungen stärker gewichtet als von Frauen, die nicht interniert oder deportiert gewesen waren (rund 17 Prozent). Noch häufiger (mit 30 Prozent der Nennungen) erwähnten jedoch auch die Internierten die „Ausbildung“ als einen Bereich, in dem die Störungen und Abbrüche besonders nachhaltig waren.

Die Folgen der Entbehrungen während der Internierung bestimmten den weiteren Lebensweg der betroffenen Frauen in vielfacher Weise. Eine Befragte bringt das so auf den Punkt:

„Die sechs Jahre Gefangenschaft waren ein tiefer, negativer Einschnitt in meinem Leben. Es war die Zeit meiner schwersten Erlebnisse überhaupt. [...] Versäumte Schulbildung, dadurch Hindernisse auf dem Berufsweg, sozial rückständig durch Gesamtverlust des Vermögens, gesundheitliche Probleme mit Wirbelsäule und schwere Arbeit in Gefangenschaft, seelische Probleme, Alpträume.“

Ein Teil der befragten Frauen leidet noch heute unter psychischen Störungen und Traumata als Folge der Erfahrungen von Flucht, Vertreibung, Deportation und Internierung.

„[Der] Schmerz der Flucht wird mich lebenslang begleiten.“

„Die Erinnerungen verfolgen mich bis heute! Trotz meines geringen Alters [zum Zeitpunkt] der Flucht haben sich die schlimmen Ereignisse – auch durch die Erzählungen der Oma und des Vaters – sehr eingeprägt.“

„Die Seele hat Schaden genommen.“

„Psychische und physische Beeinträchtigungen.“

„Schlafstörungen, [Angst]-Träume, Ungewissheit für die Zukunft.“

„Seelische Probleme, viele Krankheiten, dadurch zum Frührentner.“

„Viele Jahre Angstzustände und Schlaflosigkeit.“

„Angst, Angehörige zu verlieren. Minderheitsgefühle, da wir arm waren. Mochte in keine Familie gehen, wo der Vater da war. Ein ‚Nicht-dazu-Gehörigkeitsgefühl‘. Dadurch Einzelgänger. Sehr großes Angstgefühl überhaupt.“

„[Ich] war oft sehr traurig und am Anfang durch Fluchterlebnisse, Tod usw. nervlich gestört.“

„Habe heute mit 62 Jahren noch Angstgefühle und leide unter Depressionen, [muss] dazu viel weinen.“

Austausch mit anderen über das erfahrene Schicksal und Dokumentation der Erlebnisse

Die Schicksale der Menschen, die nach Kriegsende als Flüchtlinge oder Vertriebene in den Westen gelangten oder später aus den Lagern kamen, wurden von der einheimischen Bevölkerung der Aufnahmegebiete, die von diesem dramatischen Geschehen weitgehend verschont geblieben war, häufig gar nicht zur Kenntnis genommen. Den Betroffenen selbst, die bei den Hiesigen oft auf Desinteresse, Unverständnis oder Ablehnung trafen, fiel es unter solchen Umständen meist schwer, über ihre leidvollen Erfahrungen und Traumata zu sprechen.

Angesichts der Notwendigkeit des Wiederaufbaus einer familiären und beruflichen Existenz waren die Schreckensbilder von Flucht und Vertreibung im Nachkriegsdeutschland allmählich in den Hintergrund getreten. Doch drängen diese für die Biographien der Frauen prägenden Erinnerungen mit zunehmendem Alter wieder ins Bewusstsein.

Die Frage, ob sie mit anderen über ihre Erlebnisse gesprochen hätten, wurde von der überwiegenden Zahl der befragten Frauen (ca. zwei Drittel) zwar bejaht. Allerdings geschah dies meist im engsten Familienkreis oder mit sonstigen Verwandten, Bekannten, Nachbarn und Arbeitskollegen, die oft ebenfalls Flüchtlinge waren. Erwähnt werden außerdem Gespräche mit Lehrern, Ärzten, Psychotherapeuten, Kirchenvertretern und Journalisten. Auch in landsmannschaftlichen Kreisen und Vertriebenenorganisationen wurden persönliche Erfahrungen ausgetauscht.

Den Äußerungen der befragten Frauen zum Erfahrungsaustausch zwischen Flüchtlingen und Einheimischen sind oft auch heute noch Bitterkeit und Resignation anzumerken.

„Es gab Versuche, aber eigentlich will es keiner hören, da es niemand verstehen kann, der selbst nichts Ähnliches erlebt hat: ,Es ist ja unmöglich, dass ein Kind das durchgestanden hat und eigentlich noch ein fröhlicher Mensch geworden ist.“

„Ich habe es versucht. Man sagte mir, ich würde einen Roman erzählen.“

„Das wollte niemand wissen. Gefordert wurde Dankbarkeit für (die) Aufnahme.“

„Ich habe mich immer geschämt.“

„Nur über äußere Stationen [wurde gesprochen], nie über die tiefen Einschnitte, die diese Erlebnisse mit sich gebracht haben.“

Manche der Befragten betonten ausdrücklich, dass sie trotz der Haltung vieler Einheimischer ihre Herkunft und ihr Schicksal nicht verleugnet hätten.

„Wir haben nie darüber geschwiegen, dass wir Vertriebene sind.“

„Wir haben das immer wieder erzählt, bei jeder Gelegenheit.“

Für die Frauen, die deportiert oder interniert gewesen waren, spielen besonders die Kontakte zu früheren Schicksalsgefährtinnen eine wichtige Rolle. Erwähnt werden beispielsweise der Kreis von Frauen, die in Potulitz interniert waren oder der Heimkehrerverband u.a.. Aufgrund ihres zunehmenden Alters sowie gesundheitlicher Probleme wird es jedoch für die Frauen derzeit immer schwieriger, kontinuierliche Beziehungen zu ihren ehemaligen Leidensgenossinnen zu pflegen und an deren Treffen und Veranstaltungen teilzunehmen.

Tabuisierung von Flucht und Vertreibung in der DDR

Rund ein Drittel der befragten Frauen lebt noch heute in der ehemaligen DDR (*siehe Diagramm E 3*). Diese Frauen hatten bisher kaum eine Chance, ihre Erfahrungen mitzuteilen. Denn in der ehemaligen DDR waren Flucht und Vertreibung, Deportation und Internierung bis zur deutschen Neuvereinigung 1989/90 ein Tabuthema gewesen. Es herrschte ein offiziell verordnetes Sprechverbot. Die Bildung landsmannschaftlicher Verbände und Interessenorganisationen von Vertriebenen war nicht erlaubt. Wer die kulturellen Traditionen der Herkunftsgebiete pflegen wollte, geriet schnell in den Verdacht des Revanchismus. Jedoch waren die Erinnerungen an die alte Heimat in vielen Flüchtlingsfamilien noch lange präsent, auch wenn darüber nicht öffentlich gesprochen werden durfte.

„(Ich) durfte damals in der DDR nicht darüber sprechen.“

„Erst im Alter – mit Bekannten nach der Wende 1989.“

„Nur im Familienkreis – bis zum Jahr 1990 war es kein Thema! Danach wird bei Gelegenheit darüber gesprochen, selten – und das ist gut!!“

Dokumentation der Erlebnisse

Von den 507 befragten Frauen haben rund 26 Prozent, also etwa ein Viertel, ihre Erlebnisse dokumentiert. Die schriftlich niedergelegten oder auf Tonband gesprochenen Lebensberichte waren zumeist für Familienangehörige, vor allem für Kinder und Enkel, gedacht. Diese Aufzeichnungen sind den Nachkommen im Allgemeinen auch bekannt.

Derartige Berichte wurden teils für Veröffentlichungen der Landsmannschaften und Vertriebenenorganisationen (z.B. Ortschroniken, Heimatzeitungen, Dokumentationen) zur Verfügung gestellt, teils in Lokalzeitungen abgedruckt oder für Ausstellungen und andere Bildungsveranstaltungen zum Thema „Flucht und Vertreibung“ verwendet.

An der Befragung haben sich auch Frauen beteiligt, die ihre persönlichen Erfahrungen bereits literarisch verarbeitet und in Form von Autobiographien, Sachbüchern, Artikeln, Tagebüchern und Gedichten publiziert oder sich als Zeitzeuginnen in Rundfunk- bzw. Fernsehsendungen dazu geäußert haben. Die Publikationen erschienen allerdings meist im Selbstverlag oder in nur geringer Auflage.

Der überwiegende Teil der befragten Frauen (58 Prozent) beantwortete die Frage, ob sie ihre persönlichen Erfahrungen dokumentiert hätten, indes mit Nein. (Die Übrigen, rund 15 Prozent, machten dazu keine Angaben.) Einige Frauen begründeten das damit, dass sie nicht die Kraft aufbrächten, die noch immer schmerzlich empfundenen und psychisch belastenden Erlebnisse niederzuschreiben.

„Ich möchte keine Dokumentation schreiben, es tut so weh.“

„Ich versuchte es, habe es [aber] nicht geschafft, es war zu schmerzlich.“

„Ich kann mich nicht erinnern, weil ich sehr nervenkrank bin, kein Arzt kann mir helfen.“

„Leider war ich dazu psychisch nicht in der Lage.“

Entschädigung für Frauen, die deportiert oder interniert gewesen waren

Von den 134 deportierten Frauen in dieser Befragung haben 48 (ca. 36 Prozent) eine Entschädigung für Zwangsarbeit und Lager erhalten; zwei Frauen wurden zweimal entschädigt. 58 Frauen (ca. 43 Prozent) haben bisher keine Entschädigung erhalten. 28 Frauen (ca. 21 Prozent) machten zu dieser Frage keine Angaben.

Die erwähnten 50 Entschädigungen wurden im Zeitraum von 1952 bis 2002 ausgezahlt, davon 16 (ca. 32 Prozent) in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, 11 (ca. 22 Prozent) in den 1970er und 1980er Jahren sowie 10 (20 Prozent) seit der Wende 1989/90. Die Zahlung von 13 Entschädigungen (26 Prozent) ist zeitlich nicht zuzuordnen.

Von den 68 internierten Frauen erhielten zwölf (rund 18 Prozent) eine Entschädigung, die meisten von ihnen in den Jahren 1949 sowie 1956 und 1957. 2001 und 2002 wurden zwei Entschädigungen ausgezahlt, die restlichen sind nicht datierbar. (Zur Entschädigung von Internierten siehe auch Kapitel 5, Abschnitt 10).

Zusammenfassend ist als Ergebnis der Befragung festzuhalten, dass von insgesamt 202 Frauen, die entweder deportiert oder interniert gewesen waren, 57 (rund 28 Prozent bzw. etwas mehr als ein Viertel) eine Entschädigung erhalten haben.

Höhe der Entschädigungen

Die Angaben zur Höhe der Entschädigung sind unterschiedlich, je nach dem Modus der Berechnung, der gewährenden Stelle sowie dem Zeitpunkt der Auszahlung.

Im Allgemeinen bemaßen sich die Entschädigungszahlungen nach den Jahren der Inhaftierung. So erhielt beispielsweise eine Frau eine Entschädigung in Höhe von 1.500 DM für die Jahre 1947, 1949 und 1949, d.h. pro Haftjahr 500 DM. Die beiden ersten Jahre 1945 und 1946 wurden als allgemeine Kriegsfolgejahre nicht mit in die Berechnung einbezogen, obwohl die betreffende Frau bereits damals im Lager saß. Eine andere Befragte war fast vier Jahre lang inhaftiert, erhielt aber lediglich für 19 Monate je 30 DM (d.h. eine DM pro Tag) bzw. insgesamt 570 DM. In einem anderen Fall wurden zwei DM pro Hafttag genannt. Der Begriff der Gefangenschaft wurde von den Behörden oft so eng definiert, dass z.B. Internierte, die nicht in geschlossenen Lagern untergebracht waren, leer ausgingen.

Zwei Frauen bekamen in der DDR eine Entschädigung, allerdings nur in geringer Höhe (200 bzw. 150 DDR-Mark). Nach der Wende erhielt eine der beiden Frauen eine zusätzliche Zahlung in Höhe von 2.500 Euro. Zwei weitere Befragte haben ebenfalls eine Entschädigung in dieser Höhe erhalten und zwar aufgrund des Häftlingshilfegesetzes (HHG, 1993/2001) von der „Stiftung für ehemalige politische Häftlinge“ in Bonn. Die Leistungen nach dem HHG richten sich nach der Dauer des nach dem 31.12.1946 erlittenen Gewahrsams.

Alle anderen Angaben liegen unterhalb dieses Limits. Der höchste angegebene DM-Betrag beläuft sich auf 4.000 DM und dies nur in einem Fall. Viele Frauen erhielten dagegen nur sehr geringe Beträge. So bezifferten 23 Frauen die erhaltenen Zahlungen auf 90 bis 1.000 DM. Manche Befragte gaben auch die Höhe ihrer – meist niedrigen – Versorgungsbezüge an.

Einige Beispiele:

„Es waren 300 DM, die ich kriegte, keine Kleidung, vom ersten Tag ab krank und allein. Keine Unterstützung auch im Beruf, kein Pardon.“

„Ein paar Mark.“

„Weiß ich nicht mehr, aber nicht viel.“

„Entschädigungsbetrag 150 DM, Versorgungsbezüge von monatlich 55 DM (befristet).“

„90 Mark im Durchgangslager [...], 1.200 DM Kriegsentschädigungsgesetz im Juli 1954 vom Landratsamt.[...].“

„1.300 DM für fünf Jahre.“

„3.400 DM in drei Raten (von fünf Jahren).“

„Etwa 80 Rubel. Diese mussten wir in Brest-Litowsk an Bahnpersonal abgeben.“

Die Entschädigungszahlungen wurden in der Bundesrepublik aufgrund von Anträgen bewilligt, die bei den Versorgungs- und Sozialämtern der Gemeinden und Kreise gestellt werden mussten. Gefragt, von wem die Beträge gezahlt wurden, nannten die betroffenen Frauen – neben der bereits erwähnten „Stiftung für ehemalige politische Häftlinge“ – z. B. folgende Institutionen:

Entlassungsstelle Frankfurt/Oder, Rathaus der Stadt A., Oberkreisdirektion A., Kreisdirektor G., Bezirksregierung K., Regierungskasse G., Bezirksfürsorgestelle der Stadt M., Sozialbehörde H., Kreissozialamt S., Sozialverwaltung der Stadt F., Sozialamt, Heimkehrerfürsorgestelle W., Heimkehrerstiftung in Bonn, Landratsamt S., Ausgleichsamt Hauptstadt H., Versorgungsamt R. oder auch ganz allgemein: Land NRW, Bundesrepublik Deutschland usw. sowie in einem Fall auch „Hörer des Westdeutschen Rundfunks“.